

Der Wahnsinn der Normalität

Christoph Breuninger

Sommersemester 2005

Inhaltsverzeichnis

1	„Verrückte“ Individuen	1
2	„Verrückte“ Gesellschaft	2
2.1	Vergleich mit „Primitiven“	3
2.2	Angst, Macht und Destruktivität	5
2.3	Gesellschaftscharakter	7
3	Sind wir „verrückt“?	8
4	Fazit und Ausblick	9
	Literatur	9

1 „Verrückte“ Individuen

Im Alltag werden Bezeichnungen wie „verrückt“ oder „wahnsinnig“ stets für einzelne Personen oder kleine Gruppen verwendet. Es liegt ihnen dann ein Vergleich mit dem als üblich oder „normal“ wahrgenommenen Verhalten der Mehrheit zugrunde. Es ist also offensichtlich, dass aus dieser Perspektive die Mehrheit niemals „verrückt“ sein kann, legt sie doch selbst fest, was „normal“ und damit das Gegenteil von verrückt ist. Dabei liegt der Fokus auf dem sichtbaren Verhalten, schon weil sich in alltäglichen Situationen kaum die Gelegenheit ergibt, mehr als nur oberflächlich in das Denken, Fühlen und Erleben anderer Menschen zu blicken.

Dieser subjektiven und wandelbaren Perspektive versucht die wissenschaftliche Psychologie und Psychiatrie ein objektives Maß entgegenzusetzen, indem sie sich in ihren Diagnosen auf den Grad des Realitätsbezugs der zu beurteilenden Person stützt (vgl.

Gruen, 1987, S. 10). Allerdings bringt auch dies einige Probleme mit sich. So wird leicht übersehen, dass auch die „Realität“ nicht absolut gegeben ist, sondern in gesellschaftlichen Interaktionen erzeugt wird (vgl. Weingarten, Sack & Schenkein., 1976). Dies umso mehr, als die Realität, an die „Verrückte“ sich nicht ausreichend anpassen, nicht die Realität der unbelebten Gegenstände ist, der noch einige Eindeutigkeit zugesprochen werden könnte, sondern die soziale Realität. In diesem Punkt erfasst also die wissenschaftliche Psychologie dasselbe wie die Alltagspsychologie, sie bewegt sich nur auf einem anderen Abstraktionsniveau.

Hinzu kommt, dass die Wahl des Realitätsbezugs als Maßstab nicht ohne Alternativen, sondern im Gegenteil selbst Produkt der vorherrschenden Normen unserer Gesellschaft ist. Es drückt sich in diesem Kriterium ein grundlegender Wert unserer Gesellschaft aus, gewissermaßen eine implizite Annahme darüber, was der „Sinn des Lebens“ ist. Bezug zur Realität ist meistens synonym zum gesellschaftlichen „Funktionieren“, zum Erfüllen der verschiedensten Erwartungen aus dem familiären und beruflichen Bereich. Dieses Funktionieren zum „Sinn“ menschlichen Lebens zu erheben und daraus folgend als Kriterium psychischer Gesundheit zu verwenden ist nicht selbstverständlich. Nur ein Beispiel eines ebenso berechtigten Kriteriums wäre das subjektive Wohlbefinden, das „Glücklich-Sein.“ Es ist also wichtig, festzuhalten, dass auch die Maßstäbe, mit denen die wissenschaftliche Psychologie psychische Gesundheit und Krankheit misst, von der umgebenden Gesellschaft geprägt sind und sich damit nicht eignen können, diese Gesellschaft selbst zu untersuchen.

2 „Verrückte“ Gesellschaft

Wenn also der Realitätsbezug kein Kriterium sein kann, wie lässt sich dann der psychische Zustand einer Gesellschaft erfassen? Dies kann nur anhand von Normen, die von außen an die Empirie herangetragen werden, geschehen. Meistens ergibt sich der Anlass für eine solche Untersuchung, wenn die Gesellschaft einen grundlegenden persönlichen Wert des Forschenden nicht erfüllt. Allerdings darf nicht vergessen werden, dass der Forschende Teil der Gesellschaft ist, die er zum Forschungsgegenstand wählt, und somit auch sein gesellschaftlich nicht realisierter Anspruch aus der Gesellschaft heraus entstanden ist. Dass dies möglich wurde, kann somit Anzeichen einer Veränderung der Gesellschaft sein, zu der die Forschung dann einen weiteren Beitrag leistet. Die Entstehungsbedingungen solcher Veränderungen zu untersuchen ist in diesem Rahmen aber nicht möglich. Ebenso wenig kann die Frage vertieft werden, inwiefern neben der sozialen Determinierung auch „natürliche“ Anlagen im Forschenden zur Gesellschaftskritik führen können.

Es stellt sich also bei der Untersuchung der psychischen Gesundheit der Gesellschaft die Frage explizit, die wie gezeigt der Individualpsychologie implizit zu Grunde liegt.

Es handelt sich um eine mehr oder weniger konkrete Vorstellung davon, wie und wozu Menschen leben sollten.

Wie kann nun ausgehend von einer festgestellten Diskrepanz zwischen idealen und realen Verhältnissen in einer Gesellschaft weiter verfahren werden, wo doch die herkömmlichen Methoden der Psychologie versagen?

Ein erster Ansatz, diese grundsätzliche Beschränkung zu überwinden, ist es, die Perspektive einer anderen Kultur einzunehmen. Für eine Analyse unserer heutigen Gesellschaft ist dies allerdings problematischer als je zuvor in der Geschichte, haben doch mit der Globalisierung unsere Werte und Lebensweise fast überall in der Welt Dominanz erlangt. Nun könnte zwar versucht werden, die Perspektive einer Gesellschaft einzunehmen, die nicht räumlich neben uns, sondern zeitlich vor uns existiert hat. Allerdings ist in diesem Fall kein direkter persönlicher Kontakt möglich, und somit sind Überlieferungen die einzige uns zugängliche Quelle für Erleben und Verhalten vergangener Kulturen. Es ist sehr fraglich, ob diese für unseren Zweck ausreichen. Schließlich ist die Aufgabe, Selbstverständlichkeiten der eigenen Kultur bewusst und hinterfragbar zu machen, ohnehin sehr schwierig.

2.1 Vergleich mit „Primitiven“

Bei genauerer Betrachtung kann man allerdings feststellen, dass auch heute noch alternative Kulturen von so genannten „Ureinwohnern“ existieren, auch wenn wir sie vielerorts vertrieben oder in unsere Lebensweise gezwungen haben. Deren Perspektive auf unsere Kultur ernst zu nehmen werden allerdings viele belächeln, wird doch die Distanz als zu groß, und vor allem die Beziehung als zu asymmetrisch angesehen. Auf der einen Seite steht unsere fortgeschrittene Kultur, auf der anderen Seite „Primitive.“ Es wird eine Kontinuität der Entwicklung von solchen primitiven hin zu unseren zivilisierten Gesellschaften angenommen. So betrachtet bietet die Perspektive der Naturvölker uns nichts anderes, als den Blick aus unserer eigenen Vergangenheit. Und wie sollte man daraus Erkenntnisse über den Umgang mit heutigen Problemen gewinnen? Die Überlegenheit unserer Kultur scheint durch die uns zuteil gewordene Expansion im Gegensatz zum sinn- und ereignislosen dahinvegetieren der Anderen klar bewiesen. Es sollte mittlerweile offensichtlich sein, dass auch hier wieder unser Maßstab absolut gesetzt und fälschlicherweise als der einzige mögliche angenommen wird.

In seinem in Romanform geschriebenen Buch „Ishmael“ lässt sich Quinn (1992) auf diesen Vergleich ein und kann davon ausgehend Licht auf einige interessante Aspekte unserer Gesellschaft werfen. Zentral für seine Theorie ist die Unterscheidung zwischen sogenannten „taker“- im Gegensatz zu „leaver“-Kulturen (Quinn, 1992, S. 83). Die Begriffe sind aus der englischen Phrase „take it or leave it“ abgeleitet. Unsere Kultur wird dabei als die „taker“ bezeichnet, womit ein besonders aggressiver und besitzergreifender

der Umgang mit der Umwelt bezeichnet wird. Diese Eigenschaft stützt sich Quinn zufolge auch auf eine passende Weltsicht, in welcher der Mensch als Ziel und Endprodukt der Schöpfung bzw. Evolution angenommen wird. Im Gegensatz dazu kann beobachtet werden, dass ein maßvolles Leben im Einklang mit der Natur in allen „leaver“-Kulturen, wie Quinn die verbleibenden „Ureinwohner“ bezeichnet, einen sehr hohen Wert einnimmt. Dieser Unterschied stellt auch einen wesentlichen Teil des Anstoßes zu Quinns Überlegungen dar. In seinem Fall besteht die oben als Anlass jeder Untersuchung der psychischen Gesundheit der Gesellschaft genannte Normverletzung darin, dass er annimmt, diese destruktive Lebensweise werde uns zusammen mit der Umwelt ins Verderben führen. Seinen anderen Ausgangspunkt stellt die Beobachtung dar, dass Unglücklichsein bis hin zu Depressionen, Drogenmissbrauch und Gewalt immer weiter zunehmen und schon lange ein Ausmaß erreicht haben, das allen „leaver“-Kulturen fremd ist. Die Anerkennung der ersten Annahme hängt sicherlich davon ab, inwiefern man sich von zukünftigen technischen Entwicklungen erhofft, den heute angerichteten Schaden auf wundersame Weise wieder gut zu machen. Die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Leben, das wir führen, ist hier greifbarer. Ein Vielzahl von Phänomenen passen in dieses Bild, wozu neben den genannten besonders auch die ebenfalls von Quinn erwähnte Anziehungskraft von „Moderreligionen“, „Esoterik und Sekten“ zählt.¹

Im Rahmen dieser Arbeit ist allerdings eine genauere Beschreibung der von Quinn genannten Symptome weniger interessant als die Ursachen dieser Entwicklung, die auf unserer Seite sowohl langfristig verderblich als auch mittelfristig unbefriedigend ist. Bedingt durch die Form des Buches und vermutlich auch Quinns Fachgebiet findet sich hierzu leider wenig mehr als Andeutungen im Text, die allerdings in eine tiefenpsychologisch interessante Richtung weisen. Der erste Anstoß für unser besitzergreifendes und damit destruktives Verhalten ist demnach der Wunsch nach Kontrolle, historisch zuerst als Kontrolle über die Versorgung mit Nahrungsmitteln entstanden. Als Grundlage hierfür könnte nun eine tief liegende Angst angenommen werden. Der „Primitive“ muss darauf vertrauen, dass ihm immer ausreichend Nahrung zur Verfügung steht, die er sich relativ spontan beschafft.

Erstaunlich ist nun, dass die von uns „Zivilisierten“ getroffenen Vorkehrungen keineswegs zu einem größeren Gefühl von Sicherheit führen, sondern im Gegenteil empirisch wiederum die Menschen in „leaver“-Kulturen ein sorgenärmeres Leben führen. Dies kann nur zum Teil daran liegen, dass unsere anfängliche Mehrproduktion an Nahrung² ein beispielloses Bevölkerungswachstum ausgelöst hat, denn unsere Versorgung

¹Es ist in diesem Zusammenhang auch bemerkenswert, dass unsere Kultur über eine lange Tradition von Propheten und Religionsstiftern verfügt, was „leaver“-Kulturen ebenfalls völlig unbekannt ist (vgl. Quinn, 1992, S. 205)

²Quinn zufolge entstanden die ersten „taker“-Kulturen vor ca. 10.000 Jahren mit der landwirtschaftlichen Revolution, die ja tatsächlich lange Zeit eine sehr wichtige Rolle in der Geschichtsschreibung unserer Kultur eingenommen hat und als Beginn der Zivilisation gedeutet wurde

mit Nahrung hat sich ja dennoch verbessert und ist gesicherter als je zuvor. Die Versorgung mit Nahrung stellt keine Angstquelle mehr für uns dar, aber dennoch scheint die Angst in der Gesellschaft immer weiter zu wachsen. Die Reaktionen der Politik auf die in letzter Zeit zunehmenden Fälle und Androhungen von Terror demonstrieren dies eindrucksvoll. Die Maßnahmen, die ergriffen werden, dienen hauptsächlich dazu, sichtbare Handlungen zu erzeugen, die die Angst der Menschen beschwichtigen. Die Schlüsselfunktion nimmt dabei wieder die Kontrolle ein. Potenzielle Terroristen (und damit praktisch alle Menschen) unter Kontrolle zu halten wird als der einzige Weg, mit der Bedrohung umzugehen, dargestellt. Dies entspricht auffallend der von Quinn (1992, S. 228) als Endziel und hoffnungsvolle Utopie unserer Kultur genannten vollständigen Kontrolle über die Natur.

Es drängt sich nun die Frage auf, warum unsere Angst sich immer neue Ziele sucht. Warum verschafft es uns keine Beruhigung, über so weite Bereiche unseres Lebens Kontrolle zu besitzen? Die materielle Grundlage unseres Lebens ist weit über das überlebensnotwendige Maß hinaus gesichert. Leider finde ich auf diese Frage zur Zeit keine Antwort. Ich möchte nur anmerken, dass es falsch wäre, jede Art von Angst und Furcht als ungesund und schädlich zu verdammen. Furcht, die uns zur Vorsicht und Voraussicht motiviert, war sicherlich evolutionär sehr nützlich und hat ihren Sinn bis heute nicht verloren. Was ihr für unsere Gesellschaft die beschriebene pathologische Form gibt, ist nur, dass sie nicht befriedigt werden kann, dass sie die erreichten Verbesserungen der Sicherheit nicht genießen kann.

2.2 Angst, Macht und Destruktivität

Wenn schon die Frage, wie diese unstillbare Angst in unseren Vorfahren entstehen konnte, der weiteren Forschung überlassen werden muss, so lässt sich doch über deren Entwicklung in heutigen Menschen einiges erfahren.

So stellt etwa Gruen (1987) zwei mögliche Entwicklungsverläufe des Menschen gegenüber. Dies sind die positive Orientierung nach innen, was bedeutet, in echtem Kontakt mit den eigenen Emotionen zu leben, und die schädliche Orientierung nach außen, die in einer Unterwerfung unter Machtansprüche der anderen besteht und zu einer inneren Spaltung führt. Zentral ist dabei der Umgang mit den ersten Erfahrungen von Hilflosigkeit in der Kindheit, die jeder Mensch machen muss:

Die Entwicklung nimmt die Richtung zum Inneren, wenn sie von einer Liebe begleitet ist, die dem Kind die Möglichkeit gibt, Hilflosigkeit als etwas zu erleben, womit es nicht allein gelassen wird. Wird das Erleben von Hilflosigkeit auf diese Weise eingebettet, so wird es nicht als völlige Verlassenheit oder Verurteilung empfunden, sondern als Ausgangspunkt der Erfahrung, dass man nicht zerstört wird, sondern durch Schmerz und Leid hindurch zu

neuer Kraft findet. Diese Erfahrung führt zur Entwicklung eines *Selbst*, das *Hilflosigkeit nicht als tödliche Bedrohung empfindet*, sondern als Möglichkeit, immer wieder neu zu beginnen. (Gruen, 1987, S. 31, Hervorhebung durch mich)

Es ist leicht vorstellbar, dass die gegenteilige Entwicklung, in der Hilflosigkeit eben eine große Bedrohung darstellt, die Wurzel für den zwanghaften Wunsch zur Kontrolle der Umwelt darstellt, ist dieser doch nichts anderes als ein Versuch, Situationen der Hilflosigkeit zu vermeiden. In Gruens Theorie geschieht dies allerdings nicht bewusst, sondern unbewusst. Die erwähnte Spaltung besteht darin, dass die Erfahrung der Hilflosigkeit eben nicht konfrontiert wird, ohne Hoffnung auf Bewältigung ja auch nicht konfrontiert werden kann. Es muss also eine bedeutsame Erfahrung verdrängt werden, und mit ihr verliert der Betroffene in einem umfassenden Sinn den Zugang zu seinen Gefühlen. Als Resultat „leugnet [er] die innere Welt und unterwirft sich einem Leben im Sinne einer Ordnung, die von außen kommt: mit Bedürfnissen und Wahrnehmungen eines ausgedachten Lebens, in dem grundsätzlich den anderen [...] die Befehlsgewalt eingeräumt wird.“ (Gruen, 1987, S. 31).

An dieser Stelle wird der Zusammenhang von Angst und Macht deutlich. Aus der Angst entsteht zuerst die Unterwerfung unter die Macht der anderen und zwangsläufig der Wunsch, selbst an dieser Macht teilzuhaben. Menschliche Beziehungen als Machtstrukturen aufzufassen erscheint als die einzige Möglichkeit der Wahrnehmung. Aus dieser Perspektive lässt sich auch unsere von Quinn (1992) beschriebene Haltung zur Natur als das selbe unausweichliche Denken in Kategorien der Macht verstehen.

Aus Gruens (1987) Theorie lässt sich auch eine weitere Frage teilweise beantworten, die vorher unbehandelt bleiben musste. Die Ausbreitung der Angst in einer Kultur steht im Zusammenhang mit den weiteren Folgen dieser frühen Spaltung im Selbst der Individuen, die die Anpassung an eine auf Macht fixierte Gesellschaft erst möglich macht. Denn Gruen beschreibt diese Spaltung als einen „Verrat am Selbst“. Um die Erwartungen der Gesellschaft wirklich zu erfüllen, um an der Macht teilhaben zu können, muss das Kind die Bewertungen der Eltern übernehmen. Dies bedeutet auch, die Teile von sich selbst zu hassen, die zu diesen Erwartungen in Konflikt stehen. Besonders problematisch ist dabei, dass das Individuum eine aktive Rolle bei seiner Unterwerfung spielt, dass es sich gewissermaßen selbst unterwirft. Denn „der Widerspruch zwischen dem Bedürfnis, vor sich selbst das Gesicht zu wahren, und der Bereitschaft, sich durch Unterwerfung mit der Macht zu verbünden, ist [...] die grundlegendste und vielleicht erste Spaltung der menschlichen Seele.“ (Gruen, 1987, S. 17). Diese Kollaboration bei der eigenen Unterwerfung führt zu einem Selbsthass, der gemeinsam mit der Tatsache, dass es überhaupt eine Unterwerfung gegeben hat, verdrängt (in Gruens Begriffen eben „abgespalten“) werden muss. Der Selbsthass wirkt aber weiter, und bringt mit sich die Bereitschaft, auch andere zu hassen. Dies bemerkenswerter Weise umso

mehr, je mehr diese Anderen einen an das eigene, verleugnete und abgespaltene Selbst erinnern, so dass sogar die menschliche Empathie der Gewalt Vorschub leistet.

2.3 Gesellschaftscharakter

Eine weitere Perspektive auf das Problem des „Wahnsinns“ unserer Normalität erscheint mir nützlich, um eine Verbindung zwischen Quinns Erklärungen, die sich großteils auf historisch entfernte Vorgänge stützen, und unserer heutigen, individuellen Realität herzustellen. Erich Fromms (1967) Konzept vom Gesellschaftscharakter kann erklären, wie die ökonomischen Strukturen, die unsere Vorfahren (Quinns sogenannte „taker“) geschaffen haben, zu der beschriebenen Kultur der Angst beitragen. Er nimmt an, dass es zum Funktionieren einer Gesellschaft nicht ausreicht, die einzelnen Mitglieder in die Rollen, die sie zu erfüllen haben, zu zwingen. Sie müssen sich vielmehr so verhalten wollen, wie es die gesellschaftlichen Gegebenheiten erfordern. Erfolg der Gesellschaft in diesem Punkt führt dazu, dass alle ihre Mitglieder einen gemeinsamen Kern an Charaktereigenschaften, Werten und Überzeugen aufweisen, eben den Gesellschaftscharakter. In dem Prozess, diesen Charakter an alle neuen Mitglieder zu vermitteln, tritt nun die Familie als „psychische Agentur der Gesellschaft“ (Fromm, 1967, S. 77) auf. Durch die expliziten Inhalte ihrer Erziehung, aber auch durch die Art, wie diese Erziehung und allgemeiner der Umgang mit dem Kind gestaltet werden, formt sich in diesem der Gesellschaftscharakter. In Ergänzung hierzu benötigen und bilden Gesellschaften ein gesellschaftliches Unbewusstes, das diejenigen Elemente enthält, deren Verdrängung für das Funktionieren der Gesellschaft nötig ist.

Wenn also die von Gruen (1987) beschriebenen psychischen Eigenschaften und Verdrängungen in unserer Kultur so weit verbreitet sind, so liegt der Schluss nahe, dass sie trotz all ihrer negativen Konsequenzen für unsere spezifische Lebensweise funktional sind. Dies bedeutet weiterhin, dass sich diese Eigenschaften nicht nachhaltig und umfassend verändern lassen, ohne die Art, wie unsere Gesellschaft funktioniert, ebenfalls zu verändern.

Es mögen sich einige Teile des Gesellschaftscharakters in den letzten Jahrzehnten gewandelt haben, wie sich etwa Fromm (1967, S. 75) zufolge dessen ökonomische Aspekte von einem Wunsch, zu besitzen und zu sparen im frühen Kapitalismus hin zum Wunsch, zu konsumieren und Wohlstand zu zeigen in unserer modernen kapitalistischen Gesellschaft entwickelt haben. Der Kern der ins gesellschaftliche Unbewusste verdrängten großen Angst und die daraus entstehende Fixierung auf das Ausmerzen jeglicher Hilflosigkeit, verbunden mit einem Denken, Fühlen und Handeln in Kategorien von Kontrolle und Macht, sind seit der Entstehung unserer „taker“-Kultur ins uns verankert und werden es auch bleiben, stellen sie doch die essenzielle Bedingung für diese Lebensweise dar.

3 Sind wir „verrückt“?

Es ist erschreckend, wie viele zentrale Aspekte unseres Zusammenlebens sich nach diesen Betrachtungen als Anzeichen dieser Angst und des resultierenden Kontroll- und Machtwunsches interpretieren lassen. Dies beginnt schon im Bereich unserer persönlichen Beziehungen. Nachdem das Verhältnis zwischen Männern und Frauen seit einigen Jahrzehnten nicht mehr den überkommenen patriarchalischen Machtmustern folgt, hat sich der Kontrollwunsch neue Wege gesucht. Es ist zu beobachten, dass junge Menschen immer mehr vor Nähe zurückschrecken, dass im Namen von Autonomie und Selbständigkeit eine große Distanz gewahrt wird. Schon räumlich drückt sich dies im Zögern, gemeinsam zu wohnen, aus; teilweise wird sogar die Fern- und Wochenendbeziehung als die ideale Form der Partnerschaft angesehen. Gleichzeitig ist aber -wenig überraschend- Einsamkeit ein großes Problem geworden. Wir können uns nicht wirklich öffnen, um nicht in die Gefahr emotionaler Abhängigkeit zu geraten, und verweigern uns damit selbst und gegenseitig die Erfahrung echter menschlicher Bezogenheit. Dass dies vielfach mehr oder weniger konkret als ein schwerer Mangel erlebt wird, ist auch schon eine erste Antwort auf die eingangs gestellte Frage nach der psychischen Gesundheit unserer Gesellschaft. Auch diejenigen von uns, die perfekt an unserer gesellschaftlichen Realität orientiert sind, ja vielleicht gerade sie, sind unglücklich. Wenn also das Wohlbefinden der Menschen als Maßstab verwendet wird, ist unsere Gesellschaft „verrückt“ indem sie ihren Mitgliedern, und das bedeutet wir uns selbst, dieses Glück vorenthält.

Dies umso mehr, als ein weiterer wichtiger Bereich unseres Lebens, die Berufswelt, ebenfalls zu einer bedeutenden Leidquelle geworden ist. Angst um den Arbeitsplatz scheint mittlerweile als ein natürlicher Dauerzustand angesehen zu werden. Paradoxerweise trägt auch diese Angst dazu bei, dass die Menschen sich weiter vereinzeln, anstatt gemeinsam eine Bewältigung des Problems zu suchen. Der Wettbewerb um die wenigen verbleibenden Arbeitsplätze führt dazu, dass unser Leben immer stärker und immer früher von Konkurrenzdenken bestimmt wird. So werden etwa aus der universitären und mittlerweile sogar aus der schulischen Ausbildung zunehmend solche Inhalte verdrängt, die nicht einer optimalen Berufsvorbereitung in einem sehr konkreten, direkten Sinne dienen. Auch Aktivitäten, die Jugendliche und junge Erwachsene außerhalb ihrer eigentlichen Ausbildung ausüben müssen sich zunehmend diesem Ziel unterordnen und verkommen zum Bestandteil einer „Lebenslaufoptimierung“. Auch diese Entwicklung ist „verrückt“ im genannten Sinn. Es gibt natürlich Einzelne, die versuchen, sich diesen Zwängen zu entziehen. Allerdings ist der Druck zu konformem Verhalten im beruflichen Bereich so groß geworden, dass sie sich damit zwangsläufig an den Rand der Gesellschaft in ein Außenseiter- und Ausgestoßenendasein begeben.

4 Fazit und Ausblick

Ich habe versucht, zu zeigen, wie die „große Angst“ als Krankheit in unsere Kultur gekommen ist. Ich habe erläutert, inwiefern sie als Bestandteil des Gesellschaftscharakters und des gesellschaftlichen Unbewussten im Sinne Erich Fromms zu den von Daniel Quinn beschriebenen ökonomischen Grundstrukturen unserer Kultur passt, und dass diese beiden sich gegenseitig bedingen. Ich habe weiterhin Teile von Arno Gruens Analysen unseres „Wahnsinns der Normalität“ aufgenommen, die zeigen, auf welchem Wege diese ursprüngliche Angst und Hilflosigkeit, die nicht verarbeitet, sondern ins Unbewusste verdrängt ist, die charakteristischen Störungen unserer Gesellschaft hervorbringt und damit sowohl außergewöhnliche Pathologien wie die von Gruen beschriebene Destruktivität und extreme Gewalttätigkeit als auch die alltäglichen Symptome und Leiden verursacht, die ich zuletzt beschrieben habe.

Ich möchte mit einem weiteren Teil von Fromms Theorie schließen, der eine Möglichkeit aufzeigt, aus dieser jahrtausende alten Determiniertheit auszubrechen. Denn „nicht nur die ‘ökonomische Basis’ erzeugt einen bestimmten Gesellschafts-Charakter, der dann seinerseits neue Ideen hervorbringt. Die einmal hervorgebrachten Ideen beeinflussen auch wiederum den Gesellschafts-Charakter und indirekt die sozio-ökonomische Struktur.“ (Fromm, 1967, S. 80). Der Zusammenhang zwischen der Kultur, in der wir leben, und unserer individuellen Psyche, unserem Unbewussten ebenso wie unserem Bewusstsein, unseren Gedanken und Ideen, ist also dialektisch. In dem Maße, wie wir bestimmte Zustände bewusst erleben, bewusst kritisieren und Handlungen zur Veränderung dieser Zustände unternehmen, können wir einen positiven Kreislauf in Gang setzen. Wir sind Subjekte unseres individuellen ebenso wie unseres kulturellen Schicksals.

Literatur

Fromm, E. (1967). *Jenseits der Illusionen. Die Bedeutung von Marx und Freud* (1981 Aufl.). Zürich: Buchclub Ex Libris.

Gruen, A. (1987). *Der Wahnsinn der Normalität*. München: Kösel.

Quinn, D. (1992). *Ishmael*. New York u.a.: Bantam.

Weingarten, E., Sack, F. & Schenkein, J. (Hrsg.). (1976). *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.